

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 63 (1959-1960)
Heft: 11

Artikel: Ein Regentag in Irland
Autor: Blum, Ruth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670504>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein Regentag in Irland

von Ruth Blum

Berleys Hotel in Galway, Westirland. Ich erwachte in der Morgendämmerung an einem heftigen Rauschen und Prasseln. Ein wütender Meerwind warf Sturzwogen von Regenfluten gegen das Schiebefenster, und durch ein Loch in der Gipsdecke tropfte es ohne Unterlass, glücklicherweise nicht auf sondern neben mein Bett. Ich stellte den Nachtopf unter und versuchte noch einmal einzuschlafen. Meine Füße verfringen sich aber beständig in einem «Schlantz» des Leintuches, der merklich grösser und grösser wurde, und vor lauter Angst, das ganze Bettuch zu schleissen, wurde ich hellwach. Ich griff nach der mitgebrachten «History of Ireland» und studierte noch einmal das Kapitel über die sagenhafte Königin Medb Cruachna von Connacht, deren einstige Residenz ich heute aufsuchen wollte. Das Wetter war freilich nicht angetan für eine Spazierfahrt ins einsame Moorland der County Rosscommon. Aber ich kannte ja die Unbeständigkeit des irischen Himmels, der selten länger als zwei, drei Stunden hintereinander lacht oder weint. Also konnte es bis mittags wieder das schönste Wetter sein.

Der Sligo-Bus, der mich fürs erste nach der alten Bischofsstadt Tuam bringen sollte, fuhr um acht. Auf sieben hatte ich das Frühstück (ins Zimmer) bestellt, doch im Hotel blieb alles mäuschenstill; denn sieben Uhr ist für Irland was fünf für die Schweiz, und kein Portier oder Zimmermädchen erhebt sich ohne Not «mitten in der Nacht». Am Ende braute ich mir selber eine Tasse Nescafé auf dem Reise-Metakoher, und verzehrte statt einer herrlichen Portion «ham and egg» zwei knisterdürre Knäckebrote. Dann verliess ich das immer noch im Dornröschenschlaf liegende Haus durch eine eigenmächtig geöffnete Hintertüre und rannte wohlversehen mit Regenmantel und Schirm, zum nahen Bahnhof hinüber. Ich hatte nur hundert Schritte zu gehen und glich doch schon einer tiefenden Wasserm Maus, als ich den bereitstehenden Bus bestieg, ein altmodisches, plumpes Vehikel, das offenbar nur dem traulichen Lokalverkehr diente.

Seine Benützer an diesem Morgen waren denn auch lauter waschechte Söhne und Töchter des Landes: Zwei hübsche, junge Gälinnen vom sogenannten «Spanish type»

(leider nur mit zu viel make up im Gesicht), ein dünnes, rothaariges Männlein mit Fischernetz, ein Bursche mit Whiskyflasche, und eine dicke Bäuerin im schwarzen Frantsentuch, die eine lederne Kappe auf dem Haupt und durchsichtige Ueberschuhe aus Plastic an den Füssen trug. Sie alle warteten gemeinsam mit mir auf die Abfahrt des Cars und unterhielten sich in einem Idiom, von dem ich nicht recht wusste, ob es keltisch oder irisch gefärbtes Englisch sein sollte. Der Chauffeur liess auf sich warten; aber niemand nahm Anstoss an der Verspätung. Auch ich hütete mich weislich, ungeduldige Blicke auf meine Uhr zu werfen. Schon oft hatte diese nervöse Kontinentgebärde mir ein spöttisches: «Don't hurry!» eingetragen. Oder ich bekam das Sprichwort zu hören: «Als Gott die Zeit erschuf, machte er genug davon!»

Endlich ratterten wir los, Richtung Norden. Von der wunderschön wilden Landschaft des «Goldenen Westens» bekam ich leider wenig zu sehen; denn nicht Regenschleier, nein Regenmauern schoben sich grau und dampfend vor unsern Blick. Nur da und dort tauchte am Strassenrand ein verwaschenes Strohdach auf; und manchmal begegneten wir einer bachnassen Kuhherde oder einem Zweiräderkarren, dessen Lenker aufrecht in einer Kiste stand und zum Schutz gegen den Regen einen umgestülpten Kartoffelsack trug.

Tiefer und tiefer sanken die Wolken zur Erde herab. Orkanartige Windstösse peitschten immer neue Güsse gegen den alten Rumpelkasten. Der Scheibenwischer tanzte, und durch die Ritzen der schlecht schliessenden Fenster drang ein feines, kaltes Sprühen. Wir flüchteten ins Wageninnere und zogen die Füsse hoch, denn der Boden war ein halber Ozean voll schwimmender Kaugummireste, Papierfetzen und Zigarettentummel. Die einheimischen Fahrgäste, die mir trotz des verklemmten Blickes auf die Uhr die Ausländerin sofort angesehen hatten, nahmen mich mit lebhaftem «Woher?» und «Wohin?» ins Kreuzfeuer irischer Redelust. Das Woher war bald abgetan; denn von Switzerland, Wintersport und Schokolade hatten sie eine ganz nette Vorstellung. Nur meinte der Whisky-Jüngling, unsere Hauptstadt heisse Athen, und das Männlein mit dem Fischnetz erkundigte sich, ob Herr Motta immer noch Ministerpräsident sei. Damit war das Land der Hirten abgetan, und nach der fünffach wiederholten obligaten Frage: How do you like Ireland?», fragte männiglich nach meinem heutigen Reiseziel. «Rath Cruachan», ant-



Die Heide blüht

Abendstimmung am Totengrund in der Lüneburger Heide

wortete ich so langsam und guttural wie möglich; doch jedes Antlitz blieb ein Fragezeichen. Wahrscheinlich war mein keltischer Akzent wieder einmal total daneben geraten; folglich erklärte ich im besten Schulenglisch: «Dorthin will ich, wo vor bald zweitausend Jahren die schöne Königin Medb Cruachna liebte und lebte.» Potz, fingen da aller Augen zu glänzen an, und irischer Nationalstolz und patriotischer Geschichtsunterricht feierten Orgien im wackeligen Sligo-Bus! Der kleine Rote stellte sich als Mr. Ferguson vor und behauptete, vom berühmten Sagenhelden Fergus mac Riog abzustammen. Es fiel mir ein wenig schwer, seinen genealogischen Ausführungen Glauben zu schenken; denn Fergus mac Riog heisst soviel wie «Prinz Manneskraft», und unser Fergusonlein sah weder prinzlich noch männlich aus. Uebrigens machte ihn die Dicke schnell mundtot mit der Eröffnung, Meave zu heissen, was ja nur die neuirische Schreibweise sei für den alten Königinnen-Namen Medb. «Lovely, lovely», murmelte ich und dachte im Herzen an den Ausspruch eines deutschen Keltologen: «Wenn die frommen Iren wüssten, was ihre vergötterte Queen Maeve oder Medb für ein Weibsbild war, würden sie aufhören, ihre Töchter nach ihr zu taufen.» Die Sage berichtet nämlich, dass Medb Cruachna vier Männer und neunundneunzig Liebhaber hatte. Ausserdem wurde sie ganz unrühmlich mit einem Käse totgeschlagen. Kurz nach neun Uhr kamen wir in Tuam an. Die glorreiche Kapitale von Alt-Connacht empfing mich mit griesgrämiger Miene und Strassen voller Eselsmist. Es regnete immer noch, wenn auch etwas manierlicher als eine Stunde zuvor, und die schmuddeligen Backsteinhäuser glänzten vor Nässe. Ein armseliges Nest! Ich sah mitten im Stadtbild Strohdachhütten, und einige Gebäude waren mit tristem Wellblech bedeckt. Die ersten Läden öffneten ihre Tore. Ich trat in einen Bazar, worin grellfarbene Ansichtskarten, Zuckerstengel, blecherne Kleeblattbroschen und stroherne Bienenkörbe feilgeboten wurden. Dort erkundigte ich mich nach Mrs. Sili (Julie) O'Flaherty in St. Kevins Villa. Die mir völlig unbekannte Dame, eine Freundin meiner Freundin Kathleen in Athlone, hatte sich nämlich bereit-erklärt, mich mit ihrem Wagen nach Rath Cruachan zu bringen.

Auf dem Wege zum Heiligen Kevin oder Coemgen, wie es noch keltischer heisst, musste ich vorüber am berühmten Marktkreuz von Tuam, das dem zweitletzten Hochkönig des Landes gewidmet ist. Verwaschen vom ewigen Regen, zernagt vom

gefrässigen Zahn der Zeit, steht das siebenhundert Jahre alte Steinmal hinter einem rostigen Häglein und bittet den Vorübergehenden um ein Gebet für den königlichen Stammvater aller siebentausend irischer O'Connors namens Turloch O'Connor; noch keltischer: für Thoirdelbuid U Chonchubuir. Den Griff meines Schirmes zwischen die Zähne geklemmt, klaubte ich mein Notizbuch hervor, notierte den vertrackten Namen und fügte bei: «Begriffen, warum das Gälische als Schriftsprache so schlechte Fortschritte macht!»

Dann suchte ich die Villa am Heiligen Kevin auf. Acht Personen musste ich fragen, bis ich vor der rechten Türe stand; denn «die» Villa bestand, aus einer ganzen Serie nummerloser Einfamilienhäuschen, von denen das eine genauso aussah wie das andere. Dasjenige aber, dessen Türe sperrangelweit offenstand, war das richtige für mich. Ich spazierte hinein und befand mich in einem Korridor, in welchem ein Külschrank und ein Hochglanzbuffet einträchtig nebeneinander standen. Durch eine zweite geöffnete Türe sah ich in eine Küche und auf einen Gasherded, wo soeben ein Porridge am Anbrennen war. Ich erlaubte mir, ihn vom Feuer zu ziehen, bevor ich meine Stimme erhob und rief: «Hello, the Swiss is coming.» Ein Freudengeschrei im Obergeschoss antwortete mir, und im Nu war ich umringt von drei Erwachsenen in Morgenröcken und zwei Halbwüchsigen in grünen Nachthemden wie der Klee der Smaragdinsel. Die Grösste der Grossen, sie trug noch ein Kleines im Arm, stellte sich lachend als Hausfrau vor; und zum ersten- und letztenmal während meiner diesjährigen Irlandreise sah ich eine irische Dame im extremsten Negligé — nämlich ohne Puder und Lippenrot.

Jetzt kam ich, um zehn Uhr, doch noch zu einem köstlichen anglo-irischen Morgenessen mit drei Speckscheiben und zwei «Stierenaugen», während meine Gastgeber selber sich an den leicht brenzelig duftenden Porridge hielten. Um halb elf verschwand der Herr Papa in sein Geschäft, und Ailin, sein Aeltester, ein baumlanger Student, führte mich unter einem schwarzen Riesenschirm — mein Knirps erwies sich als völlig unzulänglich — durch Tuam spazieren. Lange verweilten wir im altirisch-romanischen Chor der Kathedrale, wo der Bischof der Church of Ireland seine Kathedra aufgestellt hat. Wir verständigten uns hauptsächlich mit Gebärden und lateinischen Brocken, da keins von uns den miserablen englischen Akzent des andern verstand. Darauf tranken

wir sogenannten Cognac in einer schmie-
rigen Bar, und schlugen bis zum Mittag-
essen die Zeit tot mit der Deklination der
Wörter «Fir» und «Bain», die hinter jedem
irischen Bahnhof stehen, genau dort, wo es
zur Zeit der englischen Abhängigkeit «La-
dies» und «Gentlemen» hiess. Schade, dass
ich die schriftlichen Andenken jener einzig-
artigen Sprachstunde verloren habe! Sie ku-
rierte mich ein- für allemal vom Wunsche,
in alten Tagen noch Gälisch zu lernen;
denn statt vier Fälle gibt es im Irischen de-
ren fünf, und die Hauptwörter werden
nicht nur hinten, sondern auch vorne ge-
beugt.

Endlich Lunch. Der Lamnbraten war deli-
ziös, abgesehen von der furchtbaren Salbei-
füllung, und der rosarote, gallertartige Wak-
kelpeter roch und schmeckte friedlich nach
nichts. Dann holte Ailin das Auto herbei,
und die ganze Familie, abgesehen vom ge-
schäftlich belegten Papa, zwängte sich in
den alten Ford.

Die Fahrt zum Sündenbabel der alten Maeve
konnte beginnen. Wir waren alle in bester
Stimmung; denn der Regen war in ein
ganz dünnes Tröpfeln übergegangen, und
Frau Julie prophezeite uns in Bälde den
schönsten Sonnenschein, leider ohne Erfolg.
Nach einer Stunde wurde das himmlische
Giessen wieder kräftiger, und ausgerechnet
in dem Augenblick, wo wir den sichern
Asphalt verliessen und in schlechte Feld-
wege einbogen, wiederholte sich das Natur-
schauspiel vom frühen Vormittag, und ein
wahrhaft sündflutartiger Regen umbraute
uns. Angstvoll riet ich zur Umkehr, stiess
aber auf taube Ohren. Mrs. O'Flaherty,
nicht minder patriotisch als die Leuten im
Sligo-Bus, hatte es sich nun einmal in den
Kopf gesetzt, für Medb Cruachna alle Hin-
dernisse zu nehmen, und ich muss sagen,
sie tat es mit keltischem Schneid. Immer bo-
denloser wurden die Pfade unter uns, immer
trostloser die Einöde, ohne Häuser, Men-
schen, Bäume, nur da und dort ein schiefer
Wegweiser mit der kaum lesbaren Inschrift:
«Rath Cruachan», alles in allem ein trübse-
liger Wechsel von Moorland und Ginster-
heide. Mehr einer urtümlichen Arche als
einem modernen Auto vergleichbar, plant-
schten wir zwischen triefenden Hecken hin-
durch feldauf, feldab, über Karrenwege, die
zu eigentlichen Wasserrillen geworden, und
bei jedem Rank klatschten jauchefarbene
Fontänen an die geschlossenen Autofenster.
Und drinnen wir zu sechst, in einer immer
schlechter werdenden Luft, vorne Frau Julie
und ich, hinten die Zwillinge Muirin und
Seasmus (Mariechen und Jakob), und neben

ihnen der zusammengekrümmte Ailin mit
der zahnenden und deshalb greinenden Abi-
gail in den Armen. Es war unbeschreiblich,
und in meiner Magengrube fing schon das
gefürchtete Kribbeln an. Ich dankte Gott,
als das Auto endlich zum Stehen kam. Vor
uns erhob sich ein langgestrecktes Gehöft
mit Binsendach, und Seasmus, der sich hier
auskannte, verkündete feierlich die Ankunft
in Rath Cruachan.

Ein Bauer in Schaffelweste stand unter dem
Haustor und bat uns freundlich einzutreten.
Wir kamen in eine grosse Küche, in der ein
schönes Torffeuer flackerte. Sofort trat der
Teekessel in Funktion, und bald darauf hielt
jedes von uns eine dampfende Tasse in der
Hand. Ich erholte mich schnell, und unter
heiterm Schwatzen warteten wir ab, bis der
Platschregen wieder zu einem zarten Träu-
feln geworden war. Dass es heute noch ein-
mal ganz schönen würde, glaubte keiner
mehr.

Während Mama und die Kinder in der
warmen Küche zurückblieben, traten Ailin
und ich die historische Wanderung an. Ich
kann nicht behaupten, dass sie sehr ange-
nehm ausfiel. Der Moorboden schwankte
und gluckste unter uns, und schon nach
fünf Minuten lief uns eiskaltes Wasser in
den Schuhen herum. Der Stechginster zer-
riss meine Strümpfe, und die zu überstei-
genden Steinmauern der Weiden waren
glitschig und nass. Einmal fiel ich lang hin
in einen aufgeweichten Kuhfladen, ein an-
dermal jagte mir eine Schafherde mit streit-
lustigem Leithammel panischen Schrecken
ein, und die Art und Weise, wie ich «den
Blinden nahm», machte dem Wappen mei-
nes Heimatkantons wenig Ehre. Aber ein
gezeichneter Schafbock und ein lebendiger
sind zweierlei! Nun, Ailin wehrte ihn sieg-
haft mit einem Steinwurf ab, und glücklich
erreichten wir den äussersten Erdwall der
ehemaligen Königsburg. Sehr viel zu sehen
darin gab es allerdings nicht, nur einige
Wälle und Steinringe, etliche Menhire und
die Spuren eines alten Friedhofes. Unsere
besten Entdeckungen waren die Eingänge zu
den alten Königsgräbern, die ohne Licht und
Seil aber nicht passierbar waren. Und zu guter
Letzt fanden wir noch den Stein des Königs
Daithi, der hier als letzter Heidenkönig die
Krone empfing.

Nass bis auf die Haut und mit völlig ver-
schlammten Schuhen und Mänteln kehrten
wir nach zwei Stunden zum Auto zurück.
Zur Schonung seines Innern mussten wir
dort auf eine «Irish Times» sitzen und bar-
fuss nach Tuam zurückfahren. Notabene bei
strahlendem Sonnenschein! Denn kaum hat-

ten wir Rath Cruachan hinter uns, ging es der Wolkendecke über uns wie dem Leintuch in Galway: sie bekam einen gewaltigen Riss und liess den schönsten blauen Himmel hindurch. Ringsum fing die Einöde zu leuchten und zu flimmern an, und die Zaunkönige schwirrten um die Hecken mit den rotblühenden wilden Fuchsien. Allein, ich war unfähig, mich am Anblick der aufjubelnden Natur zu erquicken. Ein Anfall neuer Uebelkeit zwang mich, die Augen zu schliessen, und ich öffnete sie erst wieder vor St. Kevins Villa in Tuam.

Dort wurde ich ohne Umstände ins Bett der Hausfrau gesteckt, während diese und Muirín meine Kleider putzten und trockneten. Sie waren bald wieder instand gesetzt, nur die Schuhe sahen hoffnungslos aus. Und da schon Muirín grössere Füsse hatte als ich, von ihrer mächtigen Mutter nicht zu reden, musste mir eine kleinwüchsige Nachbarin ein Paar Sandalen leihen. So reiste ich denn bei anbrechender Dunkelheit auf fremden Sohlen nach Galway zurück, das Kratzen eines beginnenden «Pfnüsels» im Rachen, im Mantelsack einen schönen, glatten Stein, der heute meine Briefe beschwert und versehen ist mit der Erinnerungsschrift: «Rath Cruachan, 9. 7. 1957».

Lüneburg und die Lüneburger Heide

Unweit Hamburg, an einem Nebenfluss der Elbe, liegt Lüneburg, eine ruhige, etwas verträumte niederdeutsche Kleinstadt, die vor dem zweiten Weltkrieg 35 000 Einwohner aufwies und heute etwa deren 57 000 zählt. Im Mittelalter mit einer turmbewehrten Mauer umschlossen, spielte es als Hansastadt eine Zeitlang eine gewisse Rolle, allerdings nicht als Hafenort, sondern wegen seines reichen Salzlagers, als Handelsstadt und Verkehrszentrum. Aus dieser Zeit stammen seine sehenswertesten Bauwerke, die gotische Johanneskirche mit ihrem patinagrünen, hohen Turmhelm, die Michaels- und die Nikolai-kirche, ferner das grosse, imposante Rathaus, an welchem während Jahrhunderten gebaut wurde, und sodann die vielen aneinandergedrängten, grösstenteils aus roten Backsteinen erstellten Privathäuser mit ihren markanten Treppengiebeln. Jüngerer Datums ist der bemerkenswerte Barockbau des Kaufhauses, in dessen Nähe sich der schon lange

nicht mehr benützte alte Hafenkran befindet, mit dem die einst auf der gemächlich dahinfließenden Ilmenau fahrenden Kaufahrtsschiffe beladen und entladen wurden. Lüneburg hat die Bombardierungen während des Krieges verhältnismässig gut überstanden, musste aber nach dem Zusammenbruch Deutschlands sehr viele Flüchtlinge aufnehmen, so dass heute jeder dritte Einwohner der nahe dem eisernen Vorhang gelegenen Stadt ein Zuwanderer ist.

Was den Namen Lüneburgs, das einst vorübergehend Residenzstadt des gleichnamigen Herzogtums war, in neuerer Zeit weitbekannt gemacht hat, ist ein Teil seiner weitern Umgebung, die einzigartige, vielbesungene Lüneburger Heide. Sie erstreckt sich von der Elbe bis an die Aller, einen Nebenfluss der Weser, und weist den stattlichen Umfang von rund 11 000 Quadratkilometern auf. Es ist eine flachgewellte Gegend mit abflusslosen Tälern und kesselartigen Senken, mit vielen sanften Hügeln, unter denen der Wiseder Berg (169 m) der höchste ist. Das riesige, früher bewaldete Gebiet ist durch Raubbau in Heideland verwandelt worden und wird seit Jahrhunderten durch seine besondere Bewirtschaftungsart als solche erhalten. Grösstenteils von Heidekraut überwachsen, aus dem da und dort blaugrüne Wacholderbäume fast gespensterhaft hervorragen und durch das sich Birkenalleen längs weissen Sandwegen schlängeln, galt die Lüneburger Heide früher als armseliges, uninteressantes Land. Erst durch den Dichter Hermann Löns, der im ersten Weltkrieg in Frankreich gefallen ist, wurde sie zu einer allbekannten, vielbesuchten Sehenswürdigkeit. Löns hat es meisterhaft verstanden, die herbe, melancholische Schönheit der Heide, namentlich zu ihrer Blütezeit, zu schildern und zu preisen.

Zum Schutz der Heide wurden vor einigen Jahrzehnten rund 200 Quadratkilometer als Naturschutzpark erklärt. In den Nachkriegsjahren wurde die Lüneburger Heide samt einem Teil des Naturschutzgebietes von den Besetzungstruppen als Panzerübungsplatz benützt und auf weite Strecken zu einer stauigen Steppe verwandelt. Neuerdings ist das militärische Übungsgelände stark verkleinert worden, so dass die freigegebenen Gebiete sich wieder erholen und ihren ursprünglichen Charakter zurückgewinnen können. Nach wie vor weiden in der einsamen Gegend, aus der da und dort ein behäbiges, malerisches Bauernhaus ragt, Herden von Schafen, den sogenannten Heidschnucken, und die Zahl der Bienenstöcke geht immer noch in die Zehntausende.

Dr. H. M.